

Internetauktionen

Internetversteigerungen für Zahnbehandlungen können das Arzt-Patienten-Verhältnis beschädigen.

■ (*zwp-online.info*) - Vorsicht vor Zahngesundheit zu Discount-Preisen ist geboten, wenn man einen Blick auf das rege Treiben aktueller Internetauktionen wirft.

Preise zu vergleichen oder sich eine zweite Meinung einzuholen, ist nicht verkehrt. Wenn jedoch der Preis der Gesundheit zum maßgeblichen Kriterium der Arztwahl wird, befindet sich der Patient in einer verkehrten Welt. Eine große Zahl verschiedener Anbieter von Online-Preisvergleichen dreht bei Auktionen den Spieß um. Statt wie üblich lautet die Frage nicht: „Wer bietet mehr?“ sondern „Wer bietet weniger?“.

Der Gegenstand, um den es bei den Auktionen geht, sind zahnmedizinische Behandlungsmaßnahmen aller Art. Es geht um den Erhalt der Zahngesundheit zu Discount-Preisen.

Qualität zu kleinem Preis?

Patienten können den Heil- und Kostenplan ihres Zahnarztes hochladen. Registrierte Zahnärzte sehen den Auktionsgegenstand ein - hier die im Voraus veranschlagten Behandlungskosten - und geben ein Gegenangebot ab, welches den Startpreis des ursprünglichen Heil- und Kostenplanes zum Teil deutlich unterbietet. Anders als bei Portalen, auf denen Zahnarztpraxen zeitlich eng begrenzte Rabattgutscheine für Leistungen anbieten, bestätigt der Bundesgerichtshof diese Vorgehensweise als mit geltenden Normen des Wettbewerbs- und Berufsrechts vereinbar.

Ungeachtet der höchsttrichterlich bestätigten Legalität derartiger Vergleichsangebote bleibt

ben begründete Zweifel an der Art und Weise des Umgangs mit einem der höchsten Güter des Menschen: Seiner Gesundheit. Hier handelt es sich nicht um ein beliebiges Produkt, bei dem es immer billiger geht. Gerade Zahnersatz muss über Jahre hinweg den höchsten Belastungen standhalten und diese Qualität ist nicht zu jedem Preis zu haben.

Vertrauensverhältnis gefährdet

„Das Vertrauensverhältnis zwischen Patient und Zahnarzt ist ein hohes Gut und muss erhalten bleiben. Dazu zählt größtmögliche Offenheit, auch in Kostenfragen“, betont Dr. Giesbert Schulz-Freywald, Vizepräsident der Landes Zahnärztekammer Hessen. „Wer sachlich und umfassend über die Kosten einer Behandlung informiert wird, neigt in der Regel nicht dazu, sich nach einem billigeren Angebot umzusehen“.

So verlockend manche Online-Angebote auch aussehen mögen: Wenn sie dazu beitragen, dieses Vertrauensverhältnis, das in vielen Fällen über Jahre gewachsen ist, auf ein bloßes Preis-Leistungs-Verhältnis zu reduzieren, muss von ärztlicher Seite entschieden davon abgeraten werden. ◀◀



Snacks machen Kinder dick

Ärzte warnen im Kampf gegen Fettleibigkeit bei Kindern vor dem „kleinen Hunger zwischendurch“.



■ (*n24.de*) - Eltern sollten ihrem Nachwuchs nicht ständig Snacks zum Naschen geben. Davor haben Kinderärzte gewarnt. Man könne auch problemlos vier bis sechs Stunden nichts zu sich nehmen - abgesehen von Getränken, betonte der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte bei seiner Jahrestagung in Osthessen. Die Nahrungsmittelindustrie überschütte die potenziellen Konsumenten mit Werbeaussagen wie etwa „für den kleinen Hunger zwischendurch“.

Nach einer großen Studie sind 15 Prozent der Kinder und Jugendlichen zwischen drei und 17 Jahren übergewichtig. Mehr als sechs Prozent sind sogar krankhaft fettleibig. Mit Sorgen beobachten die Ärzte, dass sich auch viele

Schwangere schlecht ernährten. Die Häufigkeit von Schwangerschaftsdiabetes steige ständig. Das bedeute für die betroffenen Kinder ein dreifach erhöhtes Risiko, selbst an Fettleibigkeit oder Diabetes zu erkranken. Es sei ein Irrglaube, dass Schwangere „für Zwei“ essen müssten. Der Verband erklärte, dass das ausschließliche Stillen in den ersten sechs Lebensmonaten besonders wichtig sei für die Baby-Ernährung.

Besser werden muss nach Überzeugung der Kinderärzte auch die Ernährung in Gemeinschaftseinrichtungen wie etwa Schulen. Eltern sollten bei einem Arztbesuch auch mal die Wochenpläne der Angebote mitbringen, um die Gerichte mit dem Mediziner auszuwerten. ◀◀

Freunde genauso wichtig für Gesundheitsverhalten wie Medizinsystem

Repräsentative Ergebnisse aktueller Gesundheitsumfrage zeigen, wie wichtig Freunde und Familie für die eigene Gesundheit sind.

■ (*wallstreet-online.de*) - Weltweit sind Menschen der Auffassung, dass Freunde und Familie genauso viel Verantwortung für ihre persönliche Gesundheit haben wie Anbieter im Gesundheitswesen, laut Edelman Health Barometer 2011 (<http://healthbarometer.edelman.com>).

Fast die Hälfte (43%) der Befragten glaubt, dass Freunde und Familie nach „ihnen selbst“ den größten Einfluss auf ihren Lebensstil in Bezug auf Gesundheit haben. Mehr als ein Drittel (36%) glaubt zudem, dass Freunde und Familie den größten Einfluss auf die persönliche Ernährung haben.

Darüber hinaus machen die Daten deutlich, dass Menschen, die einen gesünderen Lebensstil führen, keinen Draht zu denjenigen finden, die von ihrem Beispiel, Wissen und ihrer Unterstützung profitieren könnten. Nahezu ein Drittel der Menschen (31%) - vorrangig jene mit gesünderen Gewohnheiten - neigen dazu, sich von Freunden zu distanzieren, die ein ungesundes Verhalten zu Tage legen. Jedoch spielt für einen noch größeren Teil (44%) der Faktor Gesundheit bei gesellschaftlichen Beziehungen keine Rolle; diese Gruppe

weist tendenziell ein weniger gesundes Verhalten auf, holt weniger Gesundheitsinformationen ein und hat die geringsten Chancen, gesunde Gewohnheiten dauerhaft umzusetzen.

Der stark soziale Charakter des Gesundheitseinflusses war ein Hauptresultat einer internationalen Studie, die über 15.000 Menschen in 12 Ländern einbezog. Die Ergebnisse wurden bei dem 14. European Health Forum in Gastein, Österreich, präsentiert.

„Bewusst oder unbewusst beeinflussen wir die öffentliche und persönliche Gesundheit in jeglicher Hinsicht“, äußerte sich Nancy Turett, Global President, Health, Edelman. „Gesundheit - gute sowie schlechte - ist kommunizierbar und es liegt in der Verantwortung aller Bürger, vor allem jener, die Führungsrollen in entsprechenden Sektoren oder Branchen innehaben, dementsprechend zu handeln.“

Lücke zwischen Absicht und Handlung

Die Umfrage ergab eine „Handlungs-

lücke“ zwischen dem Wunsch, gesünder zu sein, und der Fähigkeit, etwas zu ändern. Mehr als die Hälfte der glo-



balen Öffentlichkeit frönt mindestens einer gesundheitsschädlichen Verhaltensweise, wie zum Beispiel schlechte Ernährung, Bewegungsmangel oder Tabakkonsum. Jedoch meinten 62 Prozent der Befragten, dass sie versucht hätten, eine gesundheitsschädliche Verhaltensweise zu ändern. Dabei ist die Hälfte gescheitert, und zwar in erster Linie aufgrund von Sucht/Abhängigkeit und

fehlender Freude oder sofortiger Belohnung. Außerdem trug fehlende kontinuierliche Unterstützung seitens Freunden, Familie oder anderen Ressourcen zur Unfähigkeit bei, gesunde Gewohnheiten beizubehalten.

„Menschen haben nicht nur auf ihre eigene Gesundheit einen starken Einfluss, sondern auch auf die ihres Umfeldes“, betonte Nick Fahy, ehemaliger Chef der Health Information Unit, Health and Consumers DG, Europäische Kommission und Senior Health Policy Advisor für Edelman. „Wir müssen uns über den Einfluss, den wir ausüben können, bewusst sein. Genauso wie schlechte, können sich auch gute Gesundheitsentscheidungen mittels sozialer Netzwerke verbreiten.“

Laut Studie können digitale Instrumente ausgenutzt werden, um gesundheitsförderndes Verhalten zu unterstützen. Einundfünfzig Prozent der Befragten sagten, dass sie sich bei der Informationssuche an digitale Quellen wie soziale Netzwerke wendeten, um Entscheidungen in Gesundheitsfragen treffen zu können. Wäh-

rend derzeit nur 20 Prozent der Öffentlichkeit Instrumente, Geräte oder Apps zur Bewältigung oder Verfolgung der eigenen Gesundheit benutzt, meinten 68 Prozent von ihnen, dass diese Techniken zur Verbesserung ihrer Gesundheit beigetragen hätten.

Eine Notwendigkeit und Gelegenheit für Institutionen

Auf die Frage, welchen Einfluss Wirtschaft und Regierung auf einen gesunden Lebensstil hätten, meinten die Befragten, dass beide einen vergleichsweise schwachen positiven Einfluss hätten gegenüber Einzelpersonen, Familie und Freunden sowie nicht öffentlichen Organisationen.

Weltweit glauben 82 Prozent der Befragten, dass es zur Aufgabe der Wirtschaft gehöre, die Gesundheit der Öffentlichkeit zu verbessern und aufrechtzuerhalten - jedoch finden nur 32 Prozent, dass die Wirtschaft diesbezüglich zurzeit gute Arbeit leistet. Die Öffentlichkeit fordert, dass sich die Wirtschaft auf verschiedene Art und Weise im Gesundheitsbereich engagiert, wie zum Beispiel durch Unterrichtung der Öffentlichkeit, Innovation und Verbesserung der Gesundheit von Angestellten und deren Gemeinden. ◀◀

Studie zu sozialer Phobie

Am Goethe-Institut in Frankfurt am Main wurden über 600 Schüler zu diesem Thema befragt.

■ (augsburger-allgemeine.de) - Bei 13 Prozent der Befragten fanden die Frankfurter Wissenschaftler Hinweise darauf, dass eine soziale Phobie vorliegt. Ein 15-Jähriger sagte: „60 Augenpaare starren mich an, wenn ich an der Tafel was erklären muss. Das halte ich nicht aus, am liebsten wäre ich abgehauen.“ Die Frankfurter Psychologen beschrieben in einer Pressemitteilung, dass viele Heranwachsende das Gleiche wie der 15-Jährige empfinden. Sie haben dauerhafte und übertriebene Angst vor Begegnungen mit anderen, insbesondere ihnen nicht bekannten Menschen, sowie vor Leistungsanforderungen. Deshalb vermeiden sie zunehmend Situationen, die soziale Begegnungen und Leistungen von ihnen verlangen.

Über 600 Schüler in Frankfurt und im Landkreis Darmstadt-Dieburg wurden für die repräsentative Studie der Abteilung Klinische Psychologie und Psychotherapie der Goethe-Universität befragt. Ergebnis: Soziale Phobien sind bei Heranwachsenden zwischen 14 und 20 Jahren weit verbreitet. Die Jugendlichen wurden unter anderem befragt, ob sie Ängste vor Begegnungen mit Menschen und vor Situationen entwickeln, in denen Leistungen von ihnen erwartet werden. „Diese psychische Störung ist eine der häufigsten psychischen Erkrankungen im Jugend- und jungen Erwachse-

nenalter, wobei soziale Ängste mit einem hohen Risiko für einen vorzeitigen Schulabbruch einhergehen“, erläutert die wissenschaftliche Geschäftsführerin der Verhaltenstherapieambulanz, Dr. Regina Steil. Circa fünf bis zehn Prozent aller Jugendlichen erkranken im Laufe ihres Le-



bens an einer sozialen Phobie. „Außerdem haben diese Jugendliche Schwierigkeiten, Freundschaften aufzubauen oder später beruflichen Erfolg zu haben“, ergänzt Diplom-Psychologin Franziska Schreiber.

Ein Unterschied zwischen Stadt und Land

Mit 10,6 Prozent gegenüber 17 Prozent ist der Anteil „hoch-sozial-ängstlicher“ Schüler aus ländlichen Gebieten etwas geringer als in den städtischen Bezirken. In dieser Gruppe sind Mädchen mit 59 Prozent stärker vertreten als Jungen; Unterschiede zwischen den Schulformen stellten die Forscher nicht fest. „Die gute Nachricht ist, dass soziale Phobien erfolg-

reich behandelt werden können“, erklärt Steil. Dennoch gab es bislang nur sehr wenige Behandlungsstudien bei Jugendlichen mit sozialer Phobie in Deutschland, welche die Wirksamkeit psychotherapeutischer Therapien untersuchen. Aus diesem Grund wird nun im Rahmen einer großangelegten multizentrischen Therapieforschungsstudie unter anderem an der Goethe-Universität ein Wirksamkeitsvergleich von zwei in der Praxis häufig eingesetzten Therapieverfahren durchgeführt.

Jugendliche Studienteilnehmer gesucht

„Um nun die Therapieverfahren bei Jugendlichen zu erproben, suchen wir aktuell in der Abteilung Klinische Psychologie und Psychotherapie der Goethe-Universität jugendliche Studienteilnehmer im Alter zwischen 14 und 20 Jahren, die an Symptomen der sozialen Phobie leiden“, fügt Projektmitarbeiterin Lena Krebs an. Die Behandlung ist als Einzeltherapie angelegt und umfasst, nach einer Phase der Eingangsdiagnostik, 25 Sitzungen.

Nach Beendigung der Therapie erfolgen jeweils nach sechs und zwölf Monaten Nachfolge-Untersuchungen. Die Befragung und ihre Auswertung liefern den Frankfurter Wissenschaftlern wichtige Anhaltspunkte für die Therapie der Jugendlichen, die stark an sozialen Ängsten leiden. ◀◀

Zahl der Operationen steigt

In Deutschlands Krankenhäusern wird immer öfter operiert. Das berichtet das Statistische Bundesamt.



■ (augsburger-allgemeine.de) - In den deutschen Krankenhäusern sind demnach im vergangenen Jahr rund 14,9 Millionen Operationen durchgeführt worden. Im Jahr 2009 waren es etwa 14,4 Millionen Operationen.

Die Zahl der Operationen und „medizinischen Prozeduren“ - unter anderem nichtoperative Therapien und

Diagnosen - stieg binnen eines Jahres um 5,2 Prozent auf rund 47 Millionen. Von den knapp 15 Millionen Operationen entfiel der größte Anteil auf die über 65-jährigen Patientinnen und Patienten. Zu den häufigsten Operationen in dieser Altersgruppe zählten andere Operationen am Darm, die Implantation einer Endoprothese am Hüftgelenk sowie endos-

kopische Operationen an den Gallengängen. Arthroskopische Operationen am Gelenkknorpel und an den Menisken spielten vor allem bei den 45- bis 64-Jährigen eine große Rolle. Auf den weiteren Rängen folgte in dieser Altersgruppe bei den Frauen die Gebärmutterentfernung und bei den Männern der Verschluss eines Leistenbruchs.

Bei Kindern sehr oft Mandel-Operationen

Bei Kindern bis 14 Jahren gehörten das Einschneiden des Trommelfells zur Eröffnung der Paukenhöhle sowie die Entfernung der Rachenmandeln zu den häufigsten Operationen.

Bei Frauen im Alter von 15 bis 44 Jahren standen Operationen im Vordergrund, die im Zusammenhang mit Entbindungen stehen. Bei Männern dieser Altersgruppe erfolgten in erster Linie operative Eingriffe an der unteren Nasenmuschel sowie arthroskopische Operationen am Gelenkknorpel und an den Menisken. ◀◀



Perfekt vereint:
Innovation und Sicherheit.



Erleben Sie die Komet-Innovationen auf den Infotagen in Frankfurt!

11. - 12. November 2011 | Halle 5.0 | Stand B05